

Erscheint jeden Mittwoch.
Preis jährlich 3 Rubel
mit Übersendung.

Alemens

Adresse: Саратовъ, католич.
семинарія, І. Крушинскому.
oder: Саратовъ, типо-лит.
Г. Х. Шельгорнъ и К°,
д. Тилло, противъ театра.

Inhalt. Die Brautmesse.—Aus den Kinderjahren Franz Josephs I.—Prompt gedient.—Was Gott thut, das ist wohlgethan.—Zu den Ereignissen in China.—Korrespondenz.—Aus Welt und Kirche.—Allerlei.—Ankündigungen.—

Bestellungen auf den „Alemens“ werden fortwährend
angenommen.

Die Brautmesse.

In einer der vorigen Nummern wurden die Neuvermählten an dieser Stelle ermahnt, nicht zu unterlassen, den Brautsegnen zu empfangen, welchen die Kirche bei der Trauung während der hl. Messe spendet. Nun wollen wir die Brautmesse etwas näher betrachten.

Im Eingang der Brautmesse betet die Kirche: „Der Gott Israels, der sich über die beiden Eingeborenen erbarmet, gebe euch zusammen und sei mit euch. Gib ihnen, Herr! daß sie noch vollkommener dich preisen.“ Dann aus dem 127. Psalm: „Glücklich alle, die den Herrn fürchten, die da wandeln auf seinen Wegen.“ Warum bedient sich die Kirche dieser Worte der hl. Schrift im Eingange der Brautmesse? Das wird uns klar werden, wenn wir die Umstände derselben etwas näher erwägen.

Der assyrische König Salmanasar hatte im Jahre 722 vor Christi einen sehr frommen Mann aus dem Reiche Juda nach Ninive in die Gefangenschaft geführt. Dieser Mann hieß Tobias und hatte einen Sohn, der denselben Namen trug. Der alte Tobias war sehr gottesfürchtig und ließ sich nicht von den Heiden verführen. Seinen Sohn erzog er auch in der Frömmigkeit. Weil er aber angenehm vor Gott war, so „mußte die Versuchung ihn bewähren.“ Er wurde blind und konnte nur zu genauer Not seinen täglichen Unterhalt beschaffen. Da erinnerte er sich, daß ein Mann, Namens Gabelus, der in der Stadt Nages in Medien wohnte, ihm zehn Talente Silber (22,000 Rbl.) schuldig sei. Er befahl nun seinem Sohne, sich um einen Führer umzusehen, um dorthin zu gehen und die Schuld einzufordern. Als Führer sandte Gott den Engel Raphael, der den jungen Tobias auch begleitete. Als sie nun in die Stadt Ecbatana gekommen waren, wo ein Verwandter des Tobias wohnte, dessen Namen Raguel war, kehrten sie bei diesem ein. Raguel hatte eine einzige Tochter, Sara, und der Engel Raphael hatte dem Tobias schon unterwegs gesagt, daß er sie zum Weibe nehmen solle. Tobias aber, der ja nicht wußte, daß sein Begleiter ein Engel sei, hatte dagegen etwas Wichtiges einzuwenden. Sara habe, sagte er, schon sieben Männer gehabt, die alle in der ersten Nacht nach der Heirat vom bösen Geiste getötet worden seien. Er befürchtete nun, daß es ihm ebenso ergehen möchte, wodurch er nicht nur sein Leben verlieren, sondern auch seine Eltern vor Schmerz unter die Erde bringen würde. Der Engel erklärte ihm nun, wer diejenigen seien, über welche der Teufel Gewalt habe, nämlich jene, „die so in den Ehe-

stand treten, daß sie Gott von sich und ihrem Herzen ausschließen,“ befahl ihm, nach der Trauung mit Sara drei Tage enthaltsam zu leben und im Gebete zu verharren, und verhiess ihm den Beistand Gottes, indem er den bösen Geist vertreiben werde. Nun that Tobias, was der Engel ihm gesagt hatte. Als Raguel seine Gäste bat, sich zum Mahle zu setzen, sprach Tobias: „Ich werde hier heute weder essen noch trinken, es sei denn, daß du meine Bitte gewährest, und mir Sara deine Tochter zu geben verheißest.“ Raguel erschrak heftig, weil er fürchtete, es könne dem jungen Tobias ebenfalls widerfahren, was die anderen sieben bereits erlitten hatten, und wußte nicht, was er antworten sollte. Da half ihm der Engel aus der Verlegenheit, indem er sprach: „Fürchte dich nicht, sie ihm zu geben, denn diesem, der Gott fürchtet, gebührt deine Tochter zum Weibe; darum hat kein anderer sie haben können.“ Nun willigte Raguel ein. „Und er (Raguel) nahm die rechte Hand seiner Tochter, legte sie in die rechte Hand des Tobias und sprach: Der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, der Gott Jakobs sei mit euch, und er gebe euch zusammen und erfülle seinen Segen an euch!“ Tobias erfüllte genau die Worte des Engels. Als nun Raguel und sein Weib Anna erfuhren, daß Tobias und Sara nach der Brautnacht gesund und wohl geblieben waren, lobten sie den Herrn und sprachen: „Wir loben dich, Herr Gott Israels! daß nicht geschehen ist, wie wir geglaubt haben; denn du hast an uns deine Barmherzigkeit gethan, und den Feind, der uns verfolgt, von uns ausgetrieben, und über die beiden Eingeborenen dich erbarmet. Gib ihnen, Herr! daß sie noch vollkommener dich preisen und das Opfer deines Lobes für ihre Gesundheit dir bringen.“ (Tobias, 7. u. 8. Kap.)

Der Eingang der Brautmesse ist also dem Buche Tobias entnommen, und die Kirche will dadurch alle befehlen, daß ohne Gottes Gnade keine Ehe glücklich sein kann. Darum fleht sie auch zum Geber alles Guten, daß er das Brautpaar segnen und sich ihrer erbarmen möge, wie er das mit Tobias und Sara gethan hat. Wie er seinen Engel gesandt hatte, um von diesen beiden, die die einzigen Kinder ihrer Eltern waren, den bösen Geist fern zu halten, damit er ihnen nicht schaden könne, so möge er auch dem Schutzgeiste der Neuvermählten befehlen, alle Anschläge des bösen Feindes zunichte zu machen. Dann aber führt die Kirche weiter die Worte der hl. Schrift an: „Glücklich alle, die den Herrn fürchten, die da wandeln auf seinen Wegen,“ wodurch sie die Eheleute daran erinnert, was sie zu thun haben, damit Gottes Segen ihnen reichlich zufließt. Der Engel Raphael hatte zu Tobias gesagt: „Nimm die Jungfrau (Sara) in der Furcht des Herrn zu dir,

mehr aus Liebe zu den Kindern, als aus Lust bewogen," was der fromme Bräutigam auch pünktlich erfüllte. Er ermahnte seine Braut, mit ihm im Gebete zubringen zu wollen. „Wir sind Kinder der Heiligen," sprach er, „und können nicht so zusammenkommen wie die Heiden, welche Gott nicht kennen." Durch den Eingang der Brautmesse spricht die Kirche also gleichsam zu allen, die in den Ehestand treten wollen: Liebe Kinder! die Ehe ist ein heiliges Sakrament. Wer es empfangen will, der muß sich heiligen, der muß rein sein von jeder schweren Sünde, der muß in reiner Absicht hinzutreten, dann erhält er Gottes Segen, ohne welchen es kein wahres Glück geben kann; denn glücklich werden die gepriesen, welche die Gebote Gottes beobachten. —

In dem auf das Kyrie folgende Gebet fleht die Kirche: „Erhöre uns, allmächtiger und barmherziger Gott! damit was wir durch unser Amt vollbringen, mit deinem Segen reichlich erfüllt werde. Durch Christum unsern Herrn." Dann liest sie einen Abschnitt aus dem Briefe des hl. Paulus an die Ephesier, der also lautet:

„Brüder! Die Weiber seien ihren Männern unterthänig wie dem Herrn; denn der Mann ist das Haupt des Weibes, wie Christus ist das Haupt der Kirche; Er, der Retter seines Leibes. Aber sowie die Kirche Christo unterworfen ist, so auch seien es die Weiber ihren Männern in allem. Männer! liebet eure Weiber, wie auch Christus die Kirche geliebt und sich selbst für sie hingegeben hat, um sie zu heiligen und zu reinigen in der Wassertaufe durch das Wort des Lebens, um selbst herrlich die Kirche sich darzustellen, ohne Makel, ohne Runzel oder etwas dergleichen, sondern daß sie heilig und unbefleckt sei. So sollen auch die Männer ihre Weiber lieben, wie ihre eigenen Leiber. Wer sein Weib liebt, der liebt sich selbst. Denn niemand hat je sein eigenes Fleisch gehaßt, sondern er nährt und pflegt es, wie auch Christus die Kirche; denn wir sind Glieder seines Leibes, von seinem Fleisch und von seinem Gebein. Darum wird der Mensch seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen; und die zwei werden sein ein Fleisch. Dieses Geheimnis ist groß, ich sage aber in Christo und in der Kirche. Also auch ein jeder von euch, ein jeder liebe sein Weib wie sich selbst; das Weib aber fürchte den Mann." (Ephesier, 5, 22—23.)

Die Verbindung Christi mit der Kirche wird als Vorbild der Ehe dargestellt. Nun aber ist Christus der Herr mit der Kirche heilig und unzertrennlich verbunden, so sollen auch Mann und Weib nach Empfang des Ehesakramentes nur mehr eins in heiliger Verbindung sein. Das kann ohne Liebe und Achtung nicht geschehen, darum werden diese beiden Tugenden den Eheleuten besonders ans Herz gelegt. Eine weitere Eigenschaft der Hausfrau ist in den Versen der hl. Schrift ausgesprochen, die gleich nach der Epistel in der Brautmesse gelesen werden; nämlich: „Dein Weib ist wie ein fruchtbarer Weinstock an den Wänden deines Hauses; deine Kinder wie Ölbaumpflanzen um deinen Tisch her." Wird die Hausfrau mit einem „fruchtbarem Weinstock" verglichen, so ist damit gesagt, daß sie recht thätig, recht fleißig sein soll. Eine gute Frau sorgt für ihre Wirtschaft, hält sie in Ordnung und wird auf diese Weise fruchtbar, d. h. sie bringt großen Nutzen für das

Hauswesen. Die hl. Schrift preist sie in den Worten: „Sie stehet auf, wenn's noch Nacht ist. Sie gürtet mit Kraft ihre Lenden und stärket ihre Arme. Sie fühlt und sieht, wie gut ihr Geschäft ist; und es erlischt ihr Licht des Nachts nicht. Sie legt ihre Hand an große Dinge, und ihre Finger erfassen die Spindel. Sie hat acht auf den Wandel ihres Hauses und ist ihr Brot nicht müßig. Ihre Kinder kommen empor und preisen sie überfelig, und ihr Mann, er lobt sie." ¹⁾ Um dieses Familienglück den Neuvermählten zu erfliehen, betet die Kirche weiter: „Es sende euch der Herr Hilfe aus dem Heiligtum, und von Sion aus beschütze er euch." ²⁾ Alleluja!

Nun folgt das Evangelium. „In jener Zeit traten die Pharisäer zu ihm (Jesus), um ihn zu versuchen, und sprachen: Ist es einem Manne erlaubt, sein Weib um jeder Ursache willen zu entlassen? Er antwortete und sprach zu ihnen: Habt ihr nicht gelesen, daß der, welcher im Anfange den Menschen schuf, als Mann und Weib sie geschaffen und gesagt hat: Um deswillen wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen, und sie werden zwei in einem Fleische sein. So sind sie also nicht mehr zwei, sondern ein Fleisch. Was nun Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen." ³⁾ In diesen Worten ist die Unauflöslichkeit der Ehe ausgesprochen. Die Eheleute werden daran erinnert, daß sie sich gegenseitig für ihr ganzes Leben binden, und es der Natur der Ehe zuwider ist, wenn der Mann die Frau oder die Frau den Mann vor dem Hinscheiden verläßt. Die Hoffnung auf die Hilfe des Allgütigen muß sie hierin stärken, deshalb legt die Kirche ihnen auch zur Opferung die Worte der hl. Schrift in den Mund: „Auf dich, o Herr, hoffe ich. Ich habe gesagt: Mein Gott bist du! In deinen Händen ist mein Schicksal." ⁴⁾ Im Stillgebet spricht der Priester: „Nimm auf, o Herr, wir bitten Dich, für das heilige Geheiß der Ehe das dargebrachte Opfer, und wie du der Urheber des Werkes bist, so sei auch dessen Erhalter." Dann in dem Gebete nach der hl. Kommunion: „Siehe, so wird jeder Mann gesegnet, der den Herrn fürchtet: (der Herr) lasse dir sehen die Kinder deiner Kinder, und Frieden über Israel!" Und endlich im Schlußgebet: „Wir bitten dich, allmächtiger Gott, du wollest, was du eingesetzt hast, mit liebevoller Gunst deiner Vorsehung begleiten, und die, welche du in rechter Weise verbindest, auch in langem Frieden erhalten. Durch Christum unsern Herrn Amen."

So begleitet also die Kirche ihre lieben Kinder unter Gebet und Segen in den neuen Stand. Wohl diesen, wenn sie diese Gnade nicht verschmähen und sich derselben in der hl. Messe teilhaftig machen. Nichts sollte ihnen beim Eintritt in den Ehestand mehr am Herzen liegen, als sich zu reinigen und zu heiligen. Was hilft der Reichtum, was nützt die Schönheit, wenn nicht Gottes Segen damit verbunden ist? „Haus und Reichtum geben die Eltern; ein kluges Weib aber kommt eigentlich von dem Herrn." ⁵⁾ Und: „Betrüglich ist die Armut, und eitel die Schönheit; ein Weib, das den Herrn fürchtet, das wird gelobt werden." ⁶⁾ Ja gelobt müssen werden jene Brautleute, welche bei ihrer Trauung das hl. Meßopfer für sich darbringen

¹⁾ Sprüche, 31, 15, 17—19, 27 u. 28. ²⁾ Psalm 119, 3. ³⁾ Matthäus, 19, 3—6. ⁴⁾ Psalm 30, 2, 15, 16. ⁵⁾ Psalm 127, 4, 6. ⁶⁾ Sprüche, 19, 14. ⁷⁾ Ebd. 31, 30.

lassen und in Demut vor dem Altare die Knie beugen, um vom Priester im Namen der Kirche den Segen auf sich herabfließen zu lassen. Willst du in die Ehe eintreten, so „gehe hin und thue desgleichen.

Hieronymus.

Aus den Kinderjahren Franz Josefs I. Für die Rekruten.

Am 18. August des Jahres 1834 gingen Kaiser Franz I. von Oesterreich und seine Gemahlin Karoline Augusta in dem schönen Parke von Laxenburg spazieren und sahen mit Freuden den Spielen ihres geliebten Enkels Franz Joseph, des jetzigen Kaisers von Oesterreich, zu, der seinen vierten Geburtstag feierte. Der kleine Prinz saß in einer schönen Gartenhalle, umgeben von den Spielsachen, welche er zu seinem Geburtstage erhalten hatte. Am Eingange stand eine Schildwache, und der Soldat schien mit inniger Teilnahme das spielende Kind zu betrachten. Aber auch der Knabe schien an dem Soldaten Gefallen zu haben; er sah ihn lange aufmerksam an, lief auf seinen Großvater zu und fragte: „Nicht wahr, Großpapa, der Mann da ist recht arm?“ — „Warum meinst Du das, mein liebes Kind?“ entgegnete lächelnd Kaiser Franz. „Nun, weil er Wache stehen muß.“ „Mein Kind,“ sagte der Kaiser, „das müssen auch reiche Leute, selbst die kaiserlichen Prinzen. Aber bei dem Manne hast Du es erraten, er ist arm. Drum geh zu ihm hin und gib ihm hier diese Banknote!“ Das ließ sich der Prinz nicht zweimal sagen; er lief zu dem Soldaten und hielt ihm freudig die Banknote hin, indem er sagte: „Da, armer Mann, das schickt Dir der Großpapa!“ Der Soldat aber machte ein ernstes Gesicht und schüttelte verneinend den Kopf; denn Soldaten dürfen, wenn sie auf dem Posten stehen, nichts annehmen. Franz Joseph steckte verlegen den Finger in den Mund und sah, als wenn er fragen wollte, bald auf den Großvater, bald auf den Soldaten. Der Kaiser betrachtete bei sich auf einige Augenblicke dieses liebliche Bild, dann sagte er freundlich lächelnd: „Gehe hin, Pepi, und steck ihm das Geld in die Patronentasche; das ist nicht verboten. In die Hand darf er nichts nehmen.“ Der Kleine lief hin; da aber die Patronentasche zu hoch hing, konnte er selbst mit dem ausgestreckten Armchen sie nicht erreichen und wußte wieder nicht mehr, was er thun sollte. Da kam der Kaiser herbei, hob den Enkel empor, die Kaiserin machte die Patronentasche auf, und der kleine Prinz steckte hocheifrig die Banknote hinein. Dann lief er wieder vergnügt zu seinen Spielsachen und rief: „Nicht wahr, Großvater, jetzt ist der Mann nicht mehr arm?“ — „Wir werden's schon machen,“ gab der Kaiser zur Antwort, erkrent über das edle Herz seines geliebten Enkels, und setzte seinen Spaziergang fort. Am folgenden Tage ließ der Kaiser nachfragen, wie sich der Soldat aufführe? Man erzählte ihm, er sei einer der bravsten Soldaten im ganzen Regimente, der einzige Sohn einer armen Witwe, und er unterstütze dieselbe von seiner Löhnung und dem kärglichen Verdienste seiner freien Stunden. „Gelt, Karoline,“ sagte Kaiser Franz gerührt zu seiner edlen Lebensgefährtin, „so einen braven Sohn muß man seiner alten Mutter zurückgeben.“ Er überschickte dem Hofkriegsrathe die Summe Geldes, welche zum Loskaufen nötig war, und der brave Sohn wurde seiner Mutter zurückgegeben.

Wenn wir diese Begebenheit aus den Kinderjahren Franz Josefs I., des jetzigen Kaisers von Oesterreich, lesen, fällt uns außer den kaiserlichen Persönlichkeiten, die uns durch ihre große Liebenswürdigkeit vollständig für sich gewinnen, der zur Wache stehende Soldat in die Augen. Der Kaiser zahlt eine Summe Geldes, um ihn vom Dienste zu befreien und seiner Mutter zurückzugeben. Thut dies der Kaiser ohne alle Nachfrage nach dessen Aufführung? Keineswegs! Er fragt zuerst darnach und erhält zur Antwort, daß er einer der bravsten Soldaten im ganzen Regimente sei. Auf dieses erst folgt die Befreiung, so daß man sagen kann: seine Befreiung vom Dienste war unter gegebenen Umständen ein Ausfluß seines musterhaften Lebens, denn das geht klar aus den Worten des Kaisers zu seiner Gemahlin hervor. Welche Lehre läßt sich nun aus dieser herzlichen Scene für unsere Rekruten entnehmen? Vorzüglich diese:

„Ab' immer Treu, und Redlichkeit
Bis an dein stilles Grab.
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!“

(Hölty.)

Wäre der Soldat nicht treu, rechtschaffen und fleißig gewesen, sicher hätte der Kaiser für ihn das Lösegeld nicht gezahlt. Du bist Soldat, hast deshalb ganz besondere Kleider, aber auch besondere Pflichten. Treu, rechtschaffen und folgsam sollst du deinem Kaiser dienen, indem du dich bestrebst, den Gesetzen deines Soldatenstandes nachzukommen. Mancher Soldat gehorcht, macht aber die Faust in der Tasche — nicht so der gläubige Soldat. Je mehr Gottesfurcht ein Soldat hat, desto freudiger, pünktlicher und schneller ist sein Gehorsam. Sei fleißig in deinen Exercitien, denn nur wenn du alles geübt und gelernt hast, kann sich in der Stunde der Gefahr das Vaterland auf dich verlassen. Aber, lieber Rekrut, beim Soldatendienste sollst du den lieben Gott und seine Gebote nicht vergessen, denn wie wird der dem Kaiser treu dienen, welcher Gott die Treue bricht? Vergiß nie, daß du „ein Tempel des hl. Geistes“ bist! Wenn du mal in Dienste stehst, wirst du viel darauf achten müssen, daß deine Waffen und die Knöpfe an deiner Kleidung immer blank und sauber sind; o halt' auch Leib und Seele rein! Hüte dich vor schlechten Kameraden und Häusern, vor glaubenslosen Büchern und Schriften und vor sittenlosen Bekanntschaften! Bewahre doch die goldene Freiheit! Sei klug! Reue nach der That kommt oft zu spät. Schreibe dir die guten Lehren, welche du im väterlichen Hause von deiner Mutter empfangen hast, tief ins Herz hinein! Ja, — die Heimat und ein gutes Mutterherz! Du wirst ferne sein von Vater und Mutter, von dem lieblichen Dorfe, wo deine Wiege gestanden, ferne vom Gotteshause, in dem du als Kind so oft dich gefreut und so fromm gebetet hast. Du bekommst vielleicht das Heimweh? Das ist keineswegs eine Schande, denn du denkst mit großer Behmut an deinen um dich besorgten Vater und an deine liebende Mutter, die dich mit großer Mühe soweit erzogen und jetzt in stillen Augenblicken deine Abwesenheit mit schmerzlichen Thränen beweint. Wer schildert sie, die Liebe, die eine gute Mutter zu ihren Kindern hat? Doch, du bist einmal Soldat, das ist der Wille Gottes, ohne welchen kein Haar von unserem Haupte fällt; deshalb blicke auf zu Gott und fasse Mut, lieber Rekrut; suche ihn aber nicht, wie es so mancher thut, in der Wein- oder Schnapsflasche, sondern bei Gott, dem Vater alles Trostes, durch ein recht andächtiges Gebet!

P. Josef Neugum.

P r o m p t g e d i e n t.

In der Nähe des Städtchens Lann auf einem Gehöfte sollte ein Familienfest zu Ehren der ältesten Tochter feierlich bezangen werden. Ein Schwein wurde deshalb geschlachtet. Am Abend wanderten Schinken und Würste in gewaltigen Portionen auf die Vorratskammer, um alsdann in den Schornstein zum Räuchern gehängt zu werden. Selbigen Tags war fürsorglich der Kaminkehrer bestellt, der die Essen und Kamine mit Besen und Wischen in harter Arbeit in ordnungsmäßigen Zustand brachte. Darüber war's ihm gar spät geworden zum Heimgehen. Bei fastigem Wellfleisch und einem guten Schlachtfesttrunk flossen die Abendstunden rasch dahin, und müde von der Tagesarbeit, suchte der schwarze Mann bald sein Nachtquartier auf. Wie er ging und stand, streckte er sich behaglich auf den Heuboden, und mit schwarzem Antlitz, aber reinem Herzen fiel er in süßen Schlummer. Plötzlich fuhr er aus seinen Träumen auf, geschreckt durch ein Geräusch wie von Männerritten drunten auf der harten Tenne. Wichtig, kam's da nicht mit leichtem Knarren die Leiter zum Heuboden herauf? Zwei Männer waren's, die, leise miteinander flüsternd, die steile Treppe emporkletterten. Offenbar hatten sie's auf die Schinken in der nebenan gelegenen Vorratskammer abgesehen. Mäuschenstill duckte sich der Schlotfeger ins Heu, um der kommenden Dinge zu warten. Jetzt standen die beiden Bösewichte auf dem Heuboden. „Also du“, sagte der eine mit gedämpfter Stimme, „du nimmst da! zwaa Schinke, unn ich nimm Werscht, sovill als eich trahn kann. Jesh' mach emol e Straaichhulz aa, daß mer dä Dibr sinnt.“

Der andere begann in seinen Hosentaschen zu suchen, endlich langt er die gelbköpfigen Schwefelhölzer hervor und versucht sie auf die mit Recht so beliebte Art des Streichens am gespannten Hosenbein zu entzünden. Aber o weh! Die Streichhölzer mußten feucht geworden sein, denn eins nach dem andern versagte, und mit einer Verwünschung warf der Schinkendieb eins nach dem andern beiseite. Nun glaubte der verborgene Kaminfeger seine Zeit gekommen; er suchte leise in seinen eigenen Taschen nach der Zündholzschachtel und hielt sie parat. — „Do, des is des letzte“, schimpfte der Einbrecher, „e Dunnerwetter noch emol, do sull jo der leibhaftige Deiwel eneinfahre!“ Kaum aber hatte er das Wort heraus, da flammte plötzlich eine kleine schweflige Flamme vor ihnen auf und in dem ungewissen Scheine stand eine lange schwarze Gestalt vor den zu Tode Erschrockenen, die ihnen entgegenbrüllte: „Da es er, was sull er?“ — Mit einem Sprunge waren die beiden Spitzbuben vom Heuboden herunter und in der Tenne. Hals und Bein hätten sie brechen können; aber das kümmerliche sie nicht. Spornstreichs liefen sie mit blutenden Köpfen in die Nacht und ins Dunkel hinaus. Niemand hat sie erkannt; aber wenn in dem benachbarten Dorfe zwei mit verbundenen Köpfen erscheinen, da sieht ihnen allemal alt und jung mit vielsagendem Lächeln nach.

Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Eine Erzählung von Adolf Kolping.

(Fortsetzung.)

Am anderen Tage erzählte der Vater, in welches Unglück wir hereingeraten. Als wir damals in diese Gegend kamen, hatte mein Vater die Bekanntschaft des Amtmannes zu G. gemacht und an ihm, wie er meinte, einen treuen zuverlässigen Freund gefunden. Da es ihm zu gefährlich schien, unser Vermögen, das in barem Gelde bestand, überall hin mitzunehmen, hat er die ganze Summe diesem seinem neuen Freunde, und zwar auf Treu' und Glauben, anvertraut. Beim Ankaufe des Mühlggrundes, dann beim Baue der Mühle selbst und später bei den gemachten Anlagen hatte er sich, wie er das Geld nötig hatte, dasselbe auf brieflichem Wege erbeten und kurz, wie der Vater war, immer nur die Bemerkung gemacht, daß er die vorige Summe richtig erhalten und nun der folgenden benötige. Daß er sein eigenes Geld erhalten und verlange, hatte er gar nicht für nötig befunden, dabei zu bemerken. Der alte Amtmann hatte die Summen auch eine um die andere richtig abgeschickt und vielleicht selbst keinen üblen Gedanken gehegt. Er war vor kurzem gestorben, und unter seinen Papieren fand sein Sohn, der Syndikus in C. war, die Briefe meines Vaters. Obgleich der Herr Syndikus von dem Verhältnisse seines Vaters zu uns Kunde hatte, so ergriff er doch diese gemeine und niederträchtige Gelegenheit, seinem lustigen Leben neue Hilfsquellen zu verschaffen. Damit er aber selbst nicht gegen uns aufzutreten brauche, verkaufte er seine vermeintlichen Ansprüche und damit zugleich die Beweismittel, die Briefe meines Vaters, an einen bekannten Wucherer in G., der dann zusehen sollte, wie er zu seinem Gelde komme. Über diesen Handel machte er durch den Brief, den der Vater am vorigen Abende von dem Fremden empfangen, Anzeige. Der Fremde war natürlich kein anderer als der Wucherer aus G., in dessen Hände wir nun gefallen. Das unvorsichtige Vertrauen meines Vaters stürzte uns also ins Unglück. Die Summe belief sich beinahe auf den ganzen Wert der Mühle mit sämtlichen Anlagen. War unsere Besizung doch erst ein angelegtes Kapital, das kaum anfing, Zinsen abzuwerfen.

„Daß uns Unrecht, schreiendes Unrecht geschah, fühlten wir alle aufs tiefste und glaubten deshalb auch über das Unrecht mit Recht klagen zu können. Daß wir uns nicht einmal mehr wehren konnten, vermehrte unsern Jammer. Der Vater war durch die Aufregung krank geworden und legte sich auf mehrere Wochen zu Bette. Alles, was er mühsam gebaut, geschafft und geplaut hatte, das drohte mit einem Schlage ihm aus den Händen gewunden zu werden. Alle Träume von künftigem Wohlstande zerrannen vor der furchtbaren Wirklichkeit. Kein Wunder, wenn er fast zu sterben wünschte, um den Jammer nicht zu erleben, den er durch sein Verschulden, wie er sagte, über seine Familie gebracht. Stumm und schweigend lag er Tage und Nächte da und konnte sich immer

weniger in sein Mißgeschick finden. Die Mutter, nachdem sie sich ausgeweint, suchte sich zuerst zu fassen. Die Liebe zu Mann und Kind gab ihr fast unverstiegbare Kräfte. Ihr Zuspruch hielt auch damals den Vater am Leben, sonst glaube ich nicht, daß er den Schlag ausgehalten. Vor dem verhüllten Christusbilde in der Kammer saß die Mutter aber oft stundenlang und weinte, wenn sie glaubte, von niemanden bemerkt zu werden. Dann dachte sie an ihre früheren Tage, an die Heimat zurück und klagte Gott ihr Leid, der sie von einem Dornenwege auf den anderen geführt. Das war ihr Trost. Daß auch dieser nicht ausreichte, daran war eben unser Herrgott nicht schuld, meine lieben Kinder!“ — setzte der Großvater bedeutungsvoll hinzu und hielt inne.

„Auf mich selbst“ — fuhr der Greis dann wieder zu erzählen fort — „machte das Unglück den nachtheiligsten Eindruck. Ich sah den Vater leiden und litt mit ihm; ich hörte den Jammer der Mutter, und das Herz im Leibe drehte sich dabei um; aber statt frömmere zu werden und von meinem Stolze zu lassen, setzte sich eine Art Trotz gegen das Mißgeschick bei mir fest, und je sicherer es war, daß unser Vermögen uns entwunden wurde, um so mehr wehrte sich mein Herz gegen die Erniedrigung, die sich vor der Welt wenigstens damit verknüpfen mußte. Dazu trug der Jammer meiner Mutter das Seinige bei.

„Ach, an uns liegt nichts,“ sagte sie eines Tages, während wir am Krankenbette meines Vaters saßen; „wir sind doch einmal dazu bestimmt, in diesem Leben unterzugehen. Aber daß du, Otto, auf den wir alle unsere Hoffnung gesetzt, und den wir noch in diesem Leben wieder zu Ehre zu bringen hofften, nun nackt und bloß werden und von unten anfangen sollst, um vielleicht dein Leben lang nicht zum Ziele zu kommen, das ist das Allerschwerste. Es ist auch, als habe Gott unsere Familie verlassen und habe sie ihren Feinden zum Spielballe gegeben. Wodurch haben wir das wohl verdient? — Otto, unser einziges Kind, vergiß nie, was du deinem Namen und deinen Eltern schuldig bist, und daß es von dir abhängt, ob wir je wieder zu Ehren kommen oder nicht.“ So klagte die arme Mutter, die, wie der Augenschein lehrt, noch sehr tief in irdischen Gedanken versunken war, und deren Herz mehr den irdischen Namen ihres Kindes als sein ewiges Heil mit sich herumtrug. Aber mich stachelte das damals noch nur mehr auf, und trotz dem drohende Unglücke trug ich den Kopf so hoch wie früher.

„Der Vater genas darauf wieder; aber der Prozeß begann nun auch und schleppte neues Leid und neuen Kummer ins Haus. Durch allerlei Zwischenfälle zog er sich noch in die Länge, und bisweilen meinten wir gar, er könne für uns noch eine günstige Wendung nehmen. Es waren eitle Hoffnungen!

„Doch für heute ist's genug, liebe Kinder,“ sagte der Großvater, indem er nach seinem Pfeifchen griff. „Morgen erzähle ich weiter.“

„Wo waren denn die Eltern eigentlich zu Haus?“ fragte der Rudolf nach einer Pause. Die Ahnenneugierde war in ihm wach geworden. — „Eigentlich waren sie im Himmel zu Haus,“ sagte der Großvater schalkhaft; „das beste Herkommen vergessen die Menschen so gern. Übrigens will ich selber es gar nicht mehr wissen, woher sie auf Erden gekommen. Unser Herrgott hat den Stammbaum einmal ausgerissen und in den Lindengrund verpflanzt. Da ist er am besten gediehen. Und, Rudolf, was Gott thut, das ist immer wohlgethan!“ Der Enkel fragte nicht weiter, denn er merkte schon, was für Antworten folgen würden.

Trotzdem, daß der Greis eines der schmerzlichsten Stücke seines Lebens erzählt hatte, blieb er doch gleich ruhig und gelassen dabei, so daß ich mich höchlich darüber verwunderte. Kaum konnte ich erwarten, bis wir anderen Tages gegen Abend uns wieder unter dem Apfelbaume zusammen fanden, um weiteres zu hören.

Am folgenden Abende saßen wir zur festgesetzten Stunde wieder bei Großvater Otto unter dem Apfelbaume im Garten. Er war anfänglich still und wie in sich gefehrt. Vielleicht sammelte er die Bilder jener Lebensperiode, die er uns erzählen wollte, wieder vor seinem Geiste und suchte sie in gehörige Ordnung zu bringen. Wie sie auch sein mochten, sein Antlitz war so ruhig wie immer, und kein Zug verriet irgend eine auffallende Veränderung in seinen Gefühlen. „Wie erging's mit dem Prozeß, Großvater?“ fragte der Rudolf endlich, den offenbar die Neugierde plagte.

„Der Prozeß war endlich entschieden,“ fing der Großvater zu erzählen an. „Auf Grund jener unvorsichtigen Briefe wurde mein Vater verurteilt, an jenen Fremden die ganze Summe zu bezahlen; doch erwirkte mein Vater wenigstens die Vergünstigung, in bestimmten Zeiträumen aus einander liegende Termine einhalten zu können. Der arme Mann hoffte noch immer, andere Mittel und Wege ausfindig zu machen, um sich wenigstens im Besitze der Mühle zu behaupten. Da wir den Ausfall des Prozesses wohl vorausgesehen hatten, so empfanden wir die Schwere des Urteils auch nicht auf einmal so hart. Aber alle Bemühungen, anderwärts Geld aufzutreiben, um schon die ersten, bald fälligen Termine einzuhalten, blieben fruchtlos. Wir waren in der Gegend fremd, hatten uns auch keine sonderliche Mühe gegeben, Freunde drin zu erwerben, und verborgen war's nicht geblieben, wie unsere Verhältnisse sich gestellt hatten. Einige bedauerten uns, andere lachten, wieder andere erzählten sich, daß wir die Familie des verstorbenen Amtmannes in G. um die Summe, die er uns zum Bau der Mühle vorgestreckt, hatten betrügen wollen. Zum Unglücke gesellte sich das Mißtrauen, wenn nicht Hohn und Verachtung. Das war mehr, als mein Vater ertragen konnte. Sein Gemüt verdüsterte sich, und die ganze Kraft seines Mutes schien gebrochen. Nun meinte er, aus dem Ertrage der Mühle selbst so viel bei Fleiß und Thätigkeit herauszuschlagen, um wenigstens einige Termine abzuzahlen. Wenn die noch restierende Summe sich verringerte, meinte er, würde man ihm das Weitere um so eher vorstrecken. Also wurde das Hauswesen eingeschränkt und die Thätigkeit verdoppelt. Mit der größten Anstrengung gelang es im Laufe des nächsten Sommers auch, die fälligen Summen zusammen zu bringen. Dann aber blieb keine vernünftige Ansicht übrig, weiteres in nächster Zeit zu leisten. Auch hatten wir im Herbst Unglück mit dem Vieh. Die Mutter fing wieder an zu weinen, wo sie es nur ungestört thun konnte. Der Vater ging oft wie irrfinnig umher und verlor die Lust an der Arbeit, deren Frucht ihn nicht mehr erfreuen sollte. Ich that, was ich konnte, litt unter fortgesetzten Demütigungen mehr, als ich sagte, und murrte gegen die Hand Gottes, die uns züchtigte. O, damals habe ich noch nicht begriffen, daß alles gut ist, was Gott thut; sonst wäre mein Gemüt anders gestimmt worden, und viel Leid wäre mir und den Meinigen erspart geblieben.“

(Fortsetzung folgt.)

Zu den Ereignissen in China.

Manche Regierungen zögern immer noch, zu dem deutsch-englischen Vertrage beizutreten. Besonders verdächtig kommt ihnen der dritte Punkt vor, zu dem sie verschiedene Vorbehalte machen. Dieser dritte Punkt sagt nämlich aus, daß, wenn irgend eine Macht sich Teile von China einverleiben wollte, Deutschland und England gemeinsam dazu Stellung nehmen wollen. Auch befürchtet man, daß diese zwei Mächte unter sich ein Übereinkommen getroffen haben, das bis jetzt noch geheim gehalten wird, und das Ergänzungen zum dritten Punkte enthält. So läßt das gegenseitige Mißtrauen nicht zu, daß die Chinafrage in Bälde erledigt werde. Man begnügt sich mit dem Austausch von Noten, die, anstatt aufzuklären, diese Angelegenheit immer noch mehr vorwickeln. Auch die Friedensunterhandlungen, die gegenwärtig in Peking gepflogen werden, haben bis jetzt zu keinem Resultate geführt. Anders kann es ja auch nicht sein, wenn die Vertreter Europas von ihren Regierungen nicht mit allen Vollmachten versehen werden. Das ist eine reine Verschleppungsmethode! Bezüglich einer jeden Frage müssen sich die Vertreter in China an ihre Regierungen in Europa wenden und auf Antwort warten. Da möge sich ein jeder vorstellen, wieviel Zeit das in Anspruch nimmt! Es werden wöchentlich zwei Sitzungen in Peking abgehalten, an denen die Vertreter Chinas und Europas teilnehmen. Schade, daß sich der französische Gesandte Pichon von seiner Krankheit noch nicht erholt und daher diesen Unterhandlungen mit seiner reichen Erfahrung, seinem großen Wissen nicht dienen kann. Das ist ein Mann, der eine entschiedene Sprache führt und weitgehende Vollmachten zu besitzen scheint.

K o r r e s p o n d e n z.

Orenburg. 14. Sept. 1900. Bei uns in Orenburg ist in

diesem Jahre Gott sei Dank! alles aufgelebt. Die Ernte ist gut ausgefallen. Trifft man einen Deutschen in der Stadt und fragt ihn, wie es geht, so erhält man zur Antwort: „Gottlob! Dieses Jahr bezahle ich meine Schulden und kaufe mir noch zwei Pferde, dann kann ich mein Land besser umpflügen.“ Mit der Kirche und der Schule sieht es dagegen sehr traurig aus. Es sind hier über 200 deutsche Familien Katholiken, und der Pfarrer von Orenburg kann kein Wort deutsch sprechen. Alle Jahre kommt zu uns der Pfarrer aus Samara. Der hochw. Herr spricht deutsch, aber nur eine Predigt im ganzen Jahre ist doch zu wenig. Unsere Deutschen sind weit von einander getrennt, manche bis über 100 Werst, da kann man weder eine Pfarrei gründen noch eine Schule errichten. Die Kinder wachsen ohne geistige Nahrung auf, was wird einmal aus ihnen werden? Drei alte Personen sind in diesem Jahre ohne die hl. Sakramente gestorben, weil kein Pfarrer zu haben war. Das ist traurig. Gebe Gott, daß es bald besser werde!

D. Keller.

Alexandrowka. (Gouv. Wlatau.) 16. Sept. 1900. Der „Klemens“ hat schon viel über Kindererziehung geschrieben, aber bei uns geben ihm nicht alle Gehör. Es sieht hier ganz erbärmlich aus. Schon mehrere Jahre „besuchen“ die Bösewichter fremde Keller, Küchen oder Speicher, stehlen, was ihnen gefällt, besonders Gewürze und lassen's sich gut schmecken. Mit der etwa übrigen Butter schmieren sie die Schuhe, oder schaffen sie bei Seite. Gegen die Sittlichkeit wird auch stark geklopft. Einige „Künstler“ stehen gegenwärtig vor Gericht. S. G.

Muntau. (Gouv. Taurien.) 16. Sept. 1900. Ich benützte eine Gelegenheit, um einer mennonitischen Trauung beizuwohnen. Sie fand draußen im Hofe in einer Bude statt, auf welche Weise, das mag sich ein jeder denken. Nach der Trauung beim Kafee fängt der Prediger auf einmal an, sich auf alle mögliche Weise zu entschuldigen, daß er vergessen habe, das Brautpaar zu segnen. Nach dem Kafee wurde dann den Brautleuten der Segen nach ihrer Art gegeben. Das ist traurig. Wie göttig ist doch unsere Kirche! Ich freue mich, ein Glied derselben zu sein und von ihr den wahren Segen empfangen zu können. H.

Kostheim. (Gouv. Taurien.) 3. Oktober. Heute ist der Tag, an welchem der hochw. Herr Pfarrer Jakob Zerr auf 31 Jahre, die er hier unter teils freudigen, teils traurigen Umständen verlebt hat, zurückschaut. 31 Jahre — eine schöne Zeit, ja ein ganzes Mannesalter! H. E. Pfarrer Zerr gehört zu jenen wenigen Priestern unserer Diözese, die schon dreißig Jahre und darüber nacheinander auf einer und derselben Pfarrei sitzen. Ehre also ihm, dem hochwürdigen Herrn! Nicht viele Jahre waren ihm beschieden, die er in gesunden Tagen zubringen sollte. Bald stellte sich bei ihm ein heftiges Magenleiden ein, das ihm bis auf den heutigen Tag noch unzählige Schmerzen bereitet. Im verfloffenen Sommer war sein Gesundheitszustand ganz erfreulich, hat sich aber von Maria Himmelfahrt an wieder verschlimmert. Dank seiner geregelten Lebensweise und seiner großen Vorsicht im Gebrauche der Speisen ist es ihm noch möglich, sich seines keineswegs beneidenswerten Lebens zu erfreuen. Das Karlsbader Wasser hat sich für ihn bis jetzt am besten bewiesen, obwohl auch das Wasser von Essentuki nicht getadelt werden kann. Wenn aber die asthmatischen Anfälle ihr Spiel beginnen, was zu gewissen Perioden nichts Seltnes ist, muß Essentuki als auch Karlsbad schweigen, bis schließlich der Gummischlauch durch eine vollständige Reinigung dem Magen wieder Ruhe verschafft hat. Es ist kein Vergnügen, wenn man es mit ansehen muß, wie der hochw. Herr den Gummischlauch durch die Kehle in den Magen schafft, obwohl er darin schon eine große Gewandtheit besitzt. Gott segne ihn in seinem Leiden!

Josephus.

Kostschubejewka. (Gouv. Taurien.) 10. Oktober. Am 1. und 3. Oktober gingen hier sehr starke Gewitterregen nieder. Seitdem sieht es aber auch ganz anders aus: der häßliche Staub, welcher seit 4 Monaten fast beständig die Luft füllte und im Freien in die Augen drang, ist verschwunden. Roggen war schon vor dem Regen „auf gut Glück“ gesät und fängt jetzt an, herrlich zu grünen. Man hat auch dem Winterweizen wieder die Ehre angethan und denselben, wenn auch ganz wenig, gesät. Die Viehweide, auf der ein jedes Würzelchen vertrocknet war, beginnt prächtig zu grünen. Der Wunsch aller ist, der liebe Gott möge noch eine Zeit-

lang warmes Wetter geben, damit das Wintergetreide noch etwas stärker werde.

Christian Moser, Lehrer.

Kislinew. 17. Oktober. Heute nacht, etwa um 2 Uhr fand ein Einbruch in die hiesige katholische Kirche statt. Dank einer mit Eisen beschlagenen und wohl verschlossenen Thüre, die das Presbyterium von der Sakristei trennt, sind die Wöfewichte nur in diese vorgebrungen und haben folgende Sachen erbeutet: ein silbernes Rauchfaß, ein silbernes Gefäß für geweihtes Salz, zwei kleine goldene Brustkreuze, ein Kruzifix. Der Verlust beläuft sich auf 80 Rbl. Meßgewänder und leinene Sachen lagen zerstreut auf dem Boden. Merkwürdig, — ein messingener Deckel vom Tintenfaß ist mitgenommen worden, dagegen ein silberner Kelch mit Patene da geblieben. — Das ist schon der zweite Einbruch in die Kirche. Kanoniker Boos, sel. And.! ist hier am hellen Tage im Pastorate bestohlen worden. H. Pfarrer Kexler machten die Lichtscheuen schon zweimal, natürlich zur ungelegensten Zeit, Visite, fanden aber keine freundliche Aufnahme und gaben Fersengeld. Aus genanntem Unfall möchte ich folgende Nutzenanwendung für Kirchen und Kirchenvorstände ziehen: Macht in den Kirchen soviel Thüren, als Platz und Raum erlauben, kleidet sie in- und auswendig in starkes Blech und laßt sie immer auf die Nacht gut verschließen. Kommt der Einbrecher in das eine Fach, so kann er noch nicht ohne alles weitere in das andere, denn eine Nacht bietet in der Regel nicht soviel Zeit, um durch mehrere Thüren ohne Lärm und Gepolter sich Bahn brechen zu können. So war hier am 17. Oktober der Fall gewesen. Trennte nicht eine wohl verschlossene Thüre die Sakristei vom Presbyterium, dann hätte der Schuft eine andere „Arbeit“ gethan. Schreiber dieser Zeilen ist am genannten Tage mit dem Rufe: „Diebe in der Kirche, schnell, schnell!“ geweckt worden, es war etwa 6 Uhr morgens. Im Nu war ich in der Vorstube zur Sakristei. Hier fand ich das Gitter im Fenster erbrochen, auf dem Boden lagen Korporalien, Ballen; in der Ecke das neue weiße Meßgewand zusammengeknetet, auf dem Manipel Spuren von Stiefeln. Die hölzerne Thüre zur Sakristei war erbrochen mittelst Bohr und Stemmmeisen. In der Sakristei ein Chaos: Schränke, Schubladen waren geöffnet, alles durcheinander geworfen. Nur metallene Sachen sind genommen worden, alles andere war kein Objekt seiner „Specialität.“

P. Berlitz.

Mariinsk. (Gow. Taurien.) 6. Oktober 1900. Herr Emanuel Bader aus Mariaheim hat sich in № 20 des „Klemens“ im vorigen Jahrgange darüber beschwert, daß man ihn hier in Sawodowka ungerechter Weise als Autor des Artikels über die Zustände in unserer Pfarrei beschuldigte. Im Grunde sollte es uns einerlei sein, wer jene Korrespondenz lieferte, und wenn dieselbe etwas Lobenswerthes enthalten hätte, so hätte kein Hahn nach dem Artikelschreiber gekräht; allein das dieselbe eben nichts Rühmliches an den Tag brachte, so hatte man Lust, dem Schreiber auf die Socken zu gehen; denn „wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man den Fiedelbogen ums Maul!“

Daß der Inhalt jenes Gespräches ganz der Wahrheit entsprach, ist unbezweifelbar wahr, nur hat es uns ein bißchen „gedrückt“, weil es vor die Öffentlichkeit kam. Wie die Zustände in der hiesigen Pfarrei gegenwärtig beschaffen sind, kann man daraus schließen, daß die Pfarrei schon 4 Monate ohne Küster ist. In welcher Lage der Herr P. Hein sich befindet, brauche ich wohl nicht zu sagen: da gab es denn die ganze Zeit gestückelte und geborgte Küster, ja in Abwesenheit des Herrn Pfarrverwesers sogar „eigenmächtige.“ Die meiste Zeit war an den Sonntagen stille Messe! Genanntes Übel rührt besonders daher, weil in Mariinsk kein Lehrer ist. Derselbe hatte bisher auch die Küsterstelle inne. Einen Küster besonders anstellen, wäre für die Pfarrei zu teuer, und so hat man beide Stellen zu einer vereinigt. Es hatte den Anschein, als ob wir noch lange keinen Küster bekommen sollten; jedoch fand sich in der letzten Zeit einer. Ohne Lehrer ist man hier aber immer noch! Vielleicht klingt das dem lieben Leser etwas sonderbar und unglaublich, daß deutsche Leute, die noch dazu katholisch sind, im halben Oktober noch ohne Lehrer sind. Wahrhaftig, wir würden mit den Bepalschöpfsfeldern ein schönes Paar geben. Ja, die Abkömmlinge aus der Molotschna, aus der „weltberühmten“ Molotschna, fangen an, sich auszuzeichnen; sie geben solche Stücke zum Besten, daß ihrer „berühmten Mutter,“ die Schamröthe in das Gesicht steigen muß,

so oft sie sich der Kinder erinnert, und die Menschen in der Welt vor Verwunderung Augen und Mund aufstun, wenn sie solches hören. Es kommt auch nicht alle Tage vor, daß eine Kolonie mit 80—90 Schulkindern im halben Oktober noch keinen Lehrer hat! Übrigens sind wir das schon so halb gewöhnt; denn obgleich im vorigen Jahre ein Lehrer da war, so war doch ganz wenig Schule, als das kalte Wetter anfang; denn selbst wollte der Lehrer den Schulofen nicht heizen, und die Gemeinde besorgte niemanden hierzu; so daß bis Weihnachten ganz wenig Schule war. Nachher hat man sich mit dem Lehrer wieder geeinnigt.

Zum Glücke besteht hier außer der deutschen Kirchenschule auch noch eine Landschaftsschule (Земская школа), in welcher nun auch ein Teil der Schüler aus der deutschen Schule untergebracht ist.

Ein Augenzeuge.

Aus Welt und Kirche.

a) Inland.

Saratow. Sonntags, den 29. Oktober empfing der Minorist Franz Kuhn die Subdiakonatsweihe. —

— Der Schifffahrt auf der Wolga ist heuer eine lange Frist gesteckt. Die größeren Gesellschaften haben ihre Dampfer zwar bereits in Ruhe gestellt, um so besser arbeiten nun die kleineren. —

Cherson. Die gegenwärtig tagende Session der Chersoner Gouvernements-Landwirtschaftsversammlung ist von außerordentlichem Interesse. Eine Menge von Fragen — so schreibt der Korrespondent der „Rossija“ — welche die verschiedensten Seiten des wirtschaftlichen und geistigen Lebens der Bevölkerung des Gouvernements betreffen, stehen auf der Tagesordnung; von besonderer Wichtigkeit ist aber die Frage, wie man den Folgen der sich zwei Jahre hintereinander wiederholenden Mißernte begegnen soll. Als dieser Gegenstand zum erstenmal zur Verhandlung gelangte, war der Saal überfüllt von intelligentem Publikum, darunter auch der zur Zeit, behufs Klarlegung der Verpflegungsangelegenheit die Städte des Südens bereisende Chef der Landschaftsabteilung des Ministeriums des Innern G. G. Sawitsch. Sämtliche Kreislandwirtschaftsversammlungen bestätigen, daß ihre Mittel für eine glückliche Erledigung der bevorstehenden Verpflegungscampagne nicht ausreichen. Einige von ihnen beanspruchen ungeheure Summen. So verlangt die Landschaft Selissawetgrad ca. 1,500,000 Rbl., Alexandria 350,000, Tiraspol 265,000 u. s. w. Mit einem Wort, um dem Notstand im ganzen Gouvernement abzuhelfen, werden 2½—3 Millionen Rubel gefordert. Die Landschaftsversammlung hat die Sache für so wichtig und zugleich so verwickelt erachtet, daß sie, obgleich im Besitz aller Daten, doch nicht gleich über die Vorlage hat entscheiden wollen. Die von den Landschaftsämtern vorgestellten Daten und Vorschläge sind einer besonderen Kommission zur vorläufigen Beratung übergeben worden. Die Kommission setzt sich zusammen aus drei Mitgliedern der Budgetkommission, den Vorsitzenden der Landschaftsämter und mehreren Sachverständigen aus der Versammlung. Verschlimmert wird die Lage noch dadurch, daß die Kassen des Gouvernements-Landschaftsamts und der Kreislandwirtschaftsämter vollkommen geleert, und nicht einmal die Mittel zu Deckung der gewöhnlichen Ausgaben vorhanden sind. Es hat infolgedessen jede einzelne Landschaft darum nachgesucht, Anleihen machen zu dürfen, um die erwähnten Ausgaben zu ermöglichen. Die Kreislandwirtschaft von Selissawetgrad braucht für diesen Zweck 100,000 Rbl., die Ananjewische ebensowiel, die Chersonische gleichfalls, die Odeßaer 200,000 Rbl. u. s. w. Überhaupt ist die ökonomische Lage dieses Gouvernements total ruiniert, und es sind gewaltige Mittel nötig, um den Gang einer regelmäßigen Entwicklung der Dinge wiederherzustellen.

Taurien. Auf den allerunterthänigsten Bericht des Ministers des Innern über die von den Mennoniten des Gow. Taurien in einer besonderen Adresse geäußerten Gefühle treuunterthäniger Ergebenheit für Se. Majestät den Kaiser anlässlich des am 6. Oktober vollendeten Jahrhunderts seit der Verleihung des Gnadenbriefes Kaisers Paul I. bezüglich der Bestätigung der Rechte der Mennoniten nach ihrer Niederlassung in Rußland und über die Spendung von 5000 Rbl. ihrerseits zur Verstärkung der Mittel der Russischen Gesellschaft des Roten Kreuzes für die Bedürfnisse der gegenwärtig in China befindlichen russischen Truppen, geruhete,

wie der „Krimski Westn.“ meldet, Se. Kaiserliche Majestät Allergnädigst Höchst eigenhändig zu bemerken: Mit Vergnügen gelesen und danke herzlich.“

Irkutsk. In das Magazin des Kaufmanns W. tritt eine gut gekleidete Dame, sucht sich einen Gegenstand aus und bittet, denselben einzuwickeln. Es geschieht nach ihrem Wunsch, und das Päckchen wird ihr nebst dem Zettel für die Kassenzahlung eingehändigt, worauf sie in aller Ruhe das Lokal verlassen will. Wie man sie anhält und Zahlung verlangt, erklärt sie kaltblütig, daß sie kein Geld bei sich habe, sondern später zahlen werde und weigert sich auch den betreffenden Gegenstand herauszugeben, wobei sie gegenüber den nachdrücklichen Aufforderungen des Ladenpersonals davor warnt, eigenmächtig gegen sie vorzugehen. Dieses Verhalten imponiert für den Augenblick; es wird aber doch nach der Polizei geschickt, und nach einiger Zeit sahen sich beide Teile vor Gericht. — Des versuchten Betruges angeklagt, leugnet die Dame jegliche Schuld und verlangt die Anwendung der im Gesetz vorgesehenen Paragraphen über den Kauf. Und es erweist sich thatsächlich, daß der gekaufte Gegenstand, mit dem Moment, wo er in die Hände des Käufers gelangt, schon volles Eigentum desselben geworden ist und Zahlung nur auf dem Wege einer Civilklage beansprucht werden kann. Auf dieser Grundlage wird denn auch die Angeklagte freigesprochen, der gekaufte Gegenstand, zum größten Erstaunen des Vertreters der Firma, der Dame eingehändigt und dem Kläger anheimgestellt, seinen Anspruch in einem Civilverfahren geltend zu machen.

Die „Wost. Obozr.“, welche diesen Fall berichtet, bemerkt dazu, es wäre von Interesse, die Wichtigkeit einer solchen Auslegung des Gesetzes einer fachmännischen Prüfung zu unterziehen.

Zweifellos wird das in zweiter Instanz geschehen und mit höchster Wahrscheinlichkeit zur Aufhebung des allerdings recht überraschenden Urteils führen, unter der Voraussetzung natürlich, daß der Thatbestand richtig berichtet worden. Von einem Kaufgeschäft kann vernünftiger Weise doch nur dann geredet werden, wenn bar bezahlt worden oder Kreditgabe seitens des Verkäufers erfolgt ist. Weder die eine, noch die andere Bedingung hat die „rechtskundige“ Dame für sich anzuführen. Wie bequem für die Gaunerzunft, wenn Käufer dieser Art allen Ernstes den Schutz des Gesetzes genießen sollten.

Amur-Gebiet. Die Gesamtzahl der Einwanderer nach dem Amur-Gebiet stieg in diesem Jahre nach dem „Zennissej“ auf 11,000 Seelen, eine Anzahl, welche die der Vorjahre bedeutend übersteigt. Von ihnen trafen 6000 auf dem Seewege, die übrigen auf dem Landwege über Sibirien ein. Die Zahl der Einwanderer über Sibirien würde eine weit größere gewesen sein, wenn infolge der chinesischen Wirren nicht der Überfiedlungstransport eingestellt worden wäre.

b) Ausland.

Rom. Von dem katholischen Jünglingsverein der Hafenstadt Genua ging der Gedanke aus, das Symbol des christlichen Glaubens, das Kreuz, den Schiffahrenden weithin sichtbar, auf Leuchttürmen oder auf in die See hinausgebauten Steindämmen in geeigneter Weise anzubringen. Der Vorstand der katholischen Jünglingsvereine Italiens mit dem Sitz in Rom ist der Sache näher getreten und hat ein Komitee gebildet, dessen einzelne Mitglieder allen dabei in Betracht kommenden Staaten angehören, um so auf internationaler Grundlage für die Errichtung weithin sichtbarer Kreuze in den Seehäfen der ganzen Welt Sorge zu tragen. Um keine künstlerischen Statuen oder großartigen Monumente handelt es sich dabei, sondern nur um schlichte dauerhafte Stein- oder Holzkreuze. Aus der internationalen Zusammensetzung des Komitees ist ersichtlich, daß die Propaganda für den in Frage stehenden Gegenstand auch auf andere Länder sich erstrecken soll. An sich steht gewiß dem nichts im Wege, daß auch von protestantischer Seite dem Ziele Beifall gezollt wird; man braucht nur an das neulich im Kriegshafen von Kiel errichtete Kreuz zu denken.

— Der Heilige Vater hat den Kardinal Ferrata zum Präfecten der Ritenkongregation und den Kardinal Cretoni zum Präfecten der Kongregation für die Ablässe und Reliquien ernannt.

Nordamerika. Mac Kinley ist mit großer Stimmenmehrzahl wieder als Präsident der Vereinigten Staaten gewählt worden.

Pavia. (Italien.) In der Stadt Pavia (nicht weit von Mailand)

land) fanden großartige Feste statt, nämlich die Übertragung der Gebeine des großen hl. Augustinus, Bischofs und Kirchenlehrers. Augustinus ist 430 in Hippo in Afrika gestorben, wo er 38 Jahre lang Bischof war, aber seine Gebeine kamen durch den König der Longobarden nach Pavia, anno 709, wo sie im Dom beigelegt wurden. Nimmehr ist in eine andere Kirche, die uralte Peterskirche „vom goldenen Himmel“, die auch ums Jahr 700 gebaut wurde, in welcher der Leib zuerst beigelegt worden war und die jetzt großartig restauriert ist, der Sarkophag, getragen von Bischöfen, wieder überführt worden. Papst Leo XIII. hatte einen eigenen lateinischen Hymnus dazu verfaßt und einen persönlichen Gesandten geschickt.

London. General Kitchener ist als Oberbefehlshaber in Südafrika bestimmt worden, und der bekannte General Roberts, der bis jetzt jenen Rang inne hatte, wurde an Stelle Wolseleys zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt.

Niederlande. Königin Wilhelmine, die am 31. August d. J. 20 Jahre alt war, hat sich verlobt, und zwar mit dem Herzog Heinrich von Mecklenburg-Schwerin, der im 25. Lebensjahre steht. Der Herzog ist bereits in Haag, der Residenz der Königin, eingetroffen, und diese hat ihm den höchsten Orden ihres Landes verliehen. Das Volk ist sehr befriedigt über diese Wahl. Es befürchtete immer, die Königin werde einen preussischen Prinzen nehmen und damit wäre die Frage einer Einverleibung der Niederlande in die Welt gesetzt gewesen. So ist nun diese Befürchtung für die politisch höchst empfindlichen Holländer beseitigt. Die Hochzeit wird wohl bald stattfinden. Der Bräutigam muß vorher niederländischer Staatsbürger werden; nach der Vermählung bleibt seine Frau die Königin, d. h. das einzige Oberhaupt der Niederlande, und er ist nur der Prinzgemal, hat also in politische Angelegenheiten nichts dreinzureden — keineswegs eine sehr angenehme und leichte Stellung. Die junge Königin Wilhelmine, bekanntlich eine Nichte des Königs von Württemberg, hat mit ihrer Verlobung gezeigt, daß sie selbständig handelt und sich von niemanden etwas vorzagen läßt.

Frankreich. Unversöhnlicher Krieg ist nun in Frankreich den katholischen Orden und Genossenschaften, besonders soweit sie sich mit der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend befassen, erklärt worden. Der französische Ministerpräsident, der Ehrenjude Waldeck-Rousseau, hat in der Stadt Toulouse eine Rede gehalten, in welcher er die genannten Ordensgenossenschaften verklagte, daß sie die Jugend in zwei Teile spalten, die sich gegenseitig nicht verstehen. Als ob das nicht die natürliche Folge davon wäre, daß der Staat die Jugend in seinen Schulen zur Religions- und Gottlosigkeit, zur Feindschaft gegen die katholische Kirche erzieht. Diesen Widerspruch will nun die Regierung der Judenrepublik lösen; indem sie nach Mitteln sucht, die katholischen Schulen überhaupt auszurotten. Das geschieht natürlich am besten, wenn man die Orden, die solche Schulen erhalten, der Vernichtung preisgibt. Das soll demnächst durch ein besonderes zu diesem Zwecke ausgearbeitetes „Vereinsgesetz“ geschehen. Nur zu, kann man diesen elenden Kirchenstürmern, die im Namen der Freiheit die wahre Freiheit mit Füßen treten, zurufen; was den Blutmännern der französischen Revolution nicht gelungen ist, das wird dieser Panambande auch nicht gelingen.

Italien. Ein seltsamer Prozeß, wie man ihn auch nur in Italien haben kann, wurde unlängst in Palmi (Süditalien) nach Verhandlungen von zwei Monaten und elf Tagen zu Ende gebracht. Auf der Anklagebank saßen 248 Personen von Palmi und aus der Umgebung, welche (13 ausgenommen) als Mitglieder eines verbrecherischen Verbandes, der Mala Vita, verurteilt wurden. Der Anführer dieser Bande erhielt acht Jahre Gefängnis; im ganzen zusammengerechnet verhängte das Gericht 1600 Jahre Gefängnisstrafe. Der Gerichtssaal von Palmi war zu klein; man mußte die Sitzungen in einer alten Franziskanerkirche abhalten. Nach der Verlesung des Urteils fingen die Freunde und Verwandten der Verurteilten einen großen Tumult an, und 80 Gendarmen mußten mit Hilfe einer Kompanie Soldaten sich gegen den Anhang der Mißethäter verteidigen.

A l l e r l e i .

Aus einer Dorfschule bei Bunzlau erzählten schlesische

Blätter folgende hübsche Geschichte: Der zweite Lehrer des Dorfes war von der Ableistung einer sechswoöchigen Übung aus Posen in die Heimat zurückgekehrt. Die Schulkinder hatten es sich nicht nehmen lassen, ihrem Lehrer einen festlichen Empfang zu bereiten. Sie hatten fleißig die Hände gerührt und überall im Klassenzimmer Blumenschmuck angebracht. Nicht nur die Eingangsthüre, sondern auch Katheder und Stuhl waren mit Guirlanden geschmückt. Die freudige Überraschung des Lehrers war hierüber groß, so daß die erste Schulstunde einen urgemüthlichen Verlauf nahm. Aber schon in der nächsten Stunde rief ein Schüler den Zorn des Lehrers hervor, so daß dieser dem Faulpelz die Kehreite mit „ungebrannter Asche“ bearbeiten wollte. Er ging auf den Platz, wo er das Stöckchen aufbewahrte. Als er jedoch das spanische Rohr erblickte, da war im Augenblick sein Zorn verdraucht, und ein Lächeln überflog seine Züge, denn — auch der Stock war reich mit Blumen umwunden.

— Einen heiteren Gaunerstreich berichtet der Corred Catalan in Barcelona. Ein angeblicher „Freund des Sultans“ telegraphierte an die türkische Regierung, es werde ein Attentat auf den Sultan geplant, und bereits seien einige Anarchisten nach Konstantinopel abgegangen; wenn man ihm, der dieselben kenne, 4500 Frs. zur Reise nach Konstantinopel schicke, werde er das Attentat vereiteln und die Attentäter zur Bestrafung bringen helfen. Die türkische Regierung telegraphierte sofort an den türkischen Generalkonsul in Barcelona, dem braven Manne 4500 Frs. auszubezahlen und ihm weitere 2000 in Aussicht zu stellen, wenn es gelungen wäre, die Attentäter zu fangen. Der „Freund des Sultans“ nahm die 4500 Frs. schmunzelnd in Empfang, aber die 2000 zu verdienen, danach zeigte er kein Verlangen.

Briefkasten.

An mehrere. In der letzten Zeit laufen bei der Redaktion viele Briefe der verehrten Leser ein, in welchen dieselben um Preislisten über Gebetbücher und Andachtsgegenstände bitten. Es freut uns zwar sehr, daß die Bittsteller ein Bedürfnis nach diesen frommen Artikeln fühlen, doch müssen wir erklären, daß wir an dem jüngst von der Typographie H. Ch. Schellhorn u. K. errichteten Buch- und Devotionalienhandel selbstverständlich keinen Anteil haben; deshalb bitten wir, in solchen Angelegenheiten sich an die Typographie gütigst wenden zu wollen, sie wird alle Kunden bereitwilligst bedienen. Die betreffende Adresse lautet: г. Саратовъ, Типография Г. X. Шельгорнь и К^о.

№ 0. Für jetzt ist Ihr Wunsch unerfüllbar. Wir werden ihn aber nicht vergessen.

Redacteur-Herausgeber J. Kruschinsky.

Erste Dampf-Farbenfabrik
des Handelshauses
„A. S. Popow u. J. J. Kotschetkow“
in Saratow.
Farben, Lacke, Firnisse, Pinsel und Drogueriewaren
bester Qualität und zu billigen Preisen.
Auf der Saratower Distriktausstellung im Jahre 1899 eine
—) goldene Medaille. (—
Handel in Saratow: Верхній базаръ, Петро-Павловскій корпусъ. Telephon № 242.
Preislisten auf Verlangen unentgeltlich.

Ein Landgut

im Gouv. Samara von 517 Dessjatinen. mit Gebäuden, 3 $\frac{1}{2}$ Wer von der Eisenbahnstation entlegen, wurde mir zum Verkaufe übergeben. Auf dem Gute befindet sich zur Frühjahrssaat zubereitetes gepflügtes Land 50 Dessj., in der Nähe desselben sind schon einige Niederlassungen deutscher Kolonisten aus der Wolotschna. Angrenzendes Land wurde unlängst für 55—60 Rbl. die Dessjatin gekauft. Der Preis für besagtes Landgut ist — 51 Rbl. für eine Dessjatin. Schuld liegt darauf 5000 Rbl. Gegen neuen Verkauf gibt die Bank noch 4—5000 Rbl. Anfragen bitte zu richten:

Ст. Гальштадтъ, Таврической губ., Пришибск. вол. село Мариинск. гаймъ Эмануилу Бадеръ.

Fabrik-Magazin

von (

MELCHIOR-, BRONZE- UND SILBERWAREN

(84. Probe)

der deutschen vereinigten Fabrikanten von Metallwaren:

Aktiengesellschaft „NORBLIN,“ Buch & Werner in Warschau, Berndorfer Fabrik v. Arthur Krupp, Berndorf, Südösterreich, GEBR. BUCH in St. Petersburg.

Saratow, Deutsche Strasse, Haus Kusnezow, Ecke Nikolskaja.

Reiche Auswahl
von geschmackvollen
Geschenken.

Frisch erhalten eine Masse von
NEUIGKEITE
aus Deutschland, Osterreich, England und Frankreich
VOLLE SERVICE

Volle
Heiratsausstattung
in Silber u. Melchior.

in Silber (84. Probe) und Melchior für Speisetische, Buffette, Restaurants, Clubs, Dampfschiffe etc.

KIRCHENGEGENSTÄNDE:

Kelche, Weinkannen, Altarleuchter etc

Alle Waren werden zu Fabrikpreisen berechnet. Für Kirchen und Schulen entsprechender Rabatt.

Adresse für Korrespondenz: Саратовъ, С. Данелевичу.